

edition: 'Angewandte

Ausgabe 02/2014

# JENNY

**Denken, Behaupten, Großtun.**

PROSA

ESSAY

POETIK

DRAMA

## LYRIK

DE GRUYTER

# LYRIK

VON FLIEHKRÄFTEN  
LÄSST SICH ANDERNORTS  
BERICHTEN

Malte Abraham und Bastian Schneider

UNITED STASI  
OF AMERICA BLUES

Frank Ruf

# PROSA

BOEDINGERS UNIVERSUM

Sebastian Weirauch

UND WAS AM ENDE BLEIBT

Iris Gassenbauer

NUR VOM SEHEN

Marc Oliver Rühle

HOMMAGE AN  
NIEDERBAYERN

Luise Maier

# POETIK

UND DANN HABEN WIR  
GESAGT: HEY, MACHEN WIR  
GEMEINSAME SACHE.

Johanna Wieser und Marko Dinić im Weidinger

# ESSAY

SPIELRAUM [...]  
FREY SEIN, BEGEGNEN

Bastian Schneider

# LYRIK

WIE ICH IN DIESER KÜCHE

Gianna Virginia

BARBAROSSA.

Max Czollek

KALB

Christiane Heidrich

# POETIK

PART II OF WHAT'S LEFT

Johanna Kliem und Johanna Wieser  
im Gespräch mit Dorothee Elmiger

# PROSA

HOMO HOMINI ZOMBIE

Paul Klambauer

DER SEDADOROMAN  
UND SEINE ÜBER-  
SETZUNGSPROBLEME

Timo Brandt

MIT SPECK

Ianina Ilitcheva

AUSSEN/TAG

Saskia Warzecha

# POETIK

TITEL SIND  
IMMER SCHWIERIG

Lena Ures mit Andrea van der Straeten

# DRAMA

AMATEURE

Mathias Kropfisch

Marc Oliver Rühle

# Nur vom Sehen

– „Wenn du diese Landschaft jeden Tag vor Augen hättest? Könntest du dir das vorstellen, hier ein eigenes Haus? Dort zum Beispiel, auf dem Plateau, mit großem Holztisch und einer Terrasse, jeden Tag, mit Ausblick über die weite Fläche aus Feldern und Meer?“

Keine Antwort. Immer wenn Esther nichts sagt und nur auf mein Nachfragen reagieren würde. Immer wenn es viel zu schön sein könnte, um sich daran zu gewöhnen. Immer wenn ich, ohne hinzusehen, ihr Abschweifen zu identifizieren glaube. Dann begreife ich, dass er hier ist.

Esthers Schweigen bedeutet, dass sie nicht mit mir teilen kann, was sie mit ihm teilt. Immer wenn Esther keinen Namen nennt, weiß ich, dass sie eigentlich Fabian sagt.

Mein unscharfer linker Nasenflügel, während ich mein rechtes Auge geschlossen halte – die hüft- hohe Steinmauer, hinter der Ziegen vor unserem Dieselmotor aufschrecken – der hitzetrübe Himmel ohne Anhaltspunkt – ein chemieblauer Plastik- tütenfetzen, schon porös, in den Heckenästen verfangen, die unseren Weg stückweise säumen – meine Barthaare oberhalb der Lippen und wie sie abstehen, wenn ich meinen Mund zu einem Fischmaul spitze.

– „Könntest du es dir denn vorstellen?“

Wir wollen vorwärts kommen und uns weiter an einen Ort herantasten, der uns für mehrere Tage gefallen könnte. Wir kommen aus dem

Westen und fühlen uns vom Osten angesogen. Das Schwarze Meer markiert zunächst eine Grenze, danach gäbe es vorerst nur zwei Möglichkeiten. Norden oder Süden. Die Tankanzeige leuchtet scharfrot, wir reizen es immer aus. Esther trinkt kurz darauf Cola aus der Tankstellenkühltruhe. Der Preis dafür ist vergleichsweise gering. Die Dose ist beschlagen und Esther macht Fingerdruckstellen auf dem dünnen Metall. An die Zapfsäule gelehnt lache ich mit ihr im Seitenspiegel hin und her. Bis hierher – wieder mal geschafft. Wir sehen nach allen Möglichkeiten aus, von außen, wenn ich Esther so betrachte, durch das offene Fenster, in unsere Welt hinein. Ich steige ein. Sie sieht mich an. Etwas müde, vielleicht. Es gibt schönes und schlimmes Schweigen, Esther und ich beherrschen sie beide, von Anfang an.

– „Hat das hier jetzt etwas Gutes?“

Wir sind fahrend. Der Asphalt verschwimmt mit dem Himmel, kilometerweit vor uns. Eine Gerade aus Teer und einem großen Gleißer. Ich habe kein Gefühl mehr für die Geräusche des Getriebes und nehme etwas Druck vom Gaspedal. Wir gleiten auf eine Brandung zu, welche Esther nicht sehen kann. Ich weiß nicht, was Esther sieht.

– „Ab wann ist Sehnsucht ein moralisches Vergehen?“

Esthers warme Handfläche auf meinem Oberschenkel. Der Sommer gibt uns dieselbe Temperatur. Mit einer Lenkraddrehung sehe ich zu

ihr auf den Beifahrersitz, etwa so, als wenn ich irgendeine Antwort erwarten würde.

– „Vielleicht ist diese Situation ganz einfach zu erklären! Würdest du es denn mir zuliebe versuchen?“

Die Beschaffenheit des Weges, fernab von asphaltierten Straßen, rüttelt uns durch. Eine einzige Steinpiste, auf der auch meine Gedanken durcheinandergeschleudert werden. Wir fahren ihr nach, ins Blaue. Als müssten wir herausfinden, wohin sie uns führt. Esther knipst mit ihrem iPhone durch die Windschutzscheibe. Dieses übertriebene Signal des Auslösens, denke ich, als müsse man es unbedingt verraten. Die Schlieren auf dem Glas, quer über den Bildausschnitt, verschmieren die Sonne, den überblendeten Himmel, das Grün am Bildrand. Und erschweren mir ein konzentriertes Ausweichen vor den Schlaglöchern. Als würde ein Hindernis durch mein Auge huschen. Ein Lichtwechsel, ein Krisseln. Wenn ich es hören könnte, wäre da ein Geräusch in mir. Ein Knistern zwischen Lidschlag und Iris. Ein Umstand, mit dem man leben, mit dem ich umgehen muss.

– „Such dir in deinem Blickfeld ein Objekt, eine Stelle, etwas sehr, sehr Nahes aus und sich genau hin – danach etwas im näheren Umfeld, im Umkreis von ein bis zwei Metern – und dann etwas, was so weit weg wie nur möglich scheint. 1 - 2 - 3 – und zurück: 3 - 2 - 1, und wieder von vorn. Also Motiv A, dann B und C hintereinander weg und zurück. Und jedes Motiv mindestens zwei Mal. So musst du es machen und reib dir nicht in den Augen, das macht süchtig.“

So hatte Esther es mir empfohlen, aber es ist wohl sein System.

Der Liedtitel am Display des Autoradios – der Steinkamm der Erhöhung, auf die wir zufahren – die zunehmende Verschleierung des Sommerhimmels – die Graustufen des Gerölls – die Staubwolken um uns und wie sie an den geschlossenen Seitenfenstern aufstieben.

Das Gefühl, er sieht durch Esthers iPhone auf das, was Esther sieht und wie sie es für sich – für Fabian – festhält. Das Gefühl, er sieht ihr zu. Das Gefühl, er ist hier. Mit einem geräuschlosen Touch verlassen meine Mutmaßungen ganz

leicht diesen Ort und diese Stelle. Vielleicht gibt es gleich WLAN am Strand?

– „Also ich glaube, wir sind... da!“  
– „Sieht ganz danach aus.“  
– „Hier ist es doch sehr schön, nicht?“  
– „Ja! Und wieder ein perfekter Platz!“  
– „Wollen wir hier einfach bleiben?“  
– „Ja klar, was für eine Frage!?“  
– „Also, der Ausblick ist schon ein Traum – oder?“

Die helle Haut meiner linken Handfläche im Vergleich zu den blondgeblichenen Härchen meines rechten Handrucksens – das Piniengrün im Rückspiegel während wir uns noch einmal im Kreis drehen, um die richtige Halteposition zu erreichen – der nördliche Küstenstreifen, der sich vor uns zu einer Einbuchtung formt – die unendlich vielen braunen Piniennadeln, die über den gesamten Bereich verstreut sind, auf dem wir zum Stehen gekommen sind – die schwarzen Bügel seiner Sonnenbrille, die sie von seinem Kopf nimmt.

– „Aber hattest du es dir denn anders vorgestellt?“

Manchmal mache ich die Übungen völlig unbewusst und hinterher fällt mir auf, dass sie Teil meines Lebens geworden sind. Meine Sonnenbrille lege ich zusammengeklappt auf die Ablage. Ich sehe zu Esther. Die Schiebetür schnell mit einem tiefen Aufziehgeräusch aus ihrer Hand in die Haltefassung. Jetzt steht alles offen. Auch die Frage: Wo wären wir ohne ihn? Ich gehe ein Mal um den Bus und lehne mich an die Motorhaube. Sie ist ganz heiß. Ein Schnaufen dringt unter ihr hervor, als wenn etwas weiteratmet, es darin weiterlebt. Ich schaue von der Freifläche zu den Steinen, Büschen und Bäumen zurück. Weißt du noch, denke ich schon jetzt, genau in diesem Moment.

– „Die Stimmung ist wie gemacht.“

Wo gefällt es Esther wohl am besten? Mein einziger Gedanke während der letzten halben Stunde, bis in das Handbremsenziehen hinein. Jetzt alle Fenster heruntergekurbelt, die Wegfahrsperre der Gewohnheit halber einrasten gelassen. Der Zündschlüssel im Schloss für die Musik. Manchmal habe ich Angst, dass Fabian bereits in manchen Liedern auf sie wartet.

Ein leicht abkühlender Abend leuchtet als blaugraues Licht in den Seitenspiegeln. Esthers Hände feigenverklebt. Leise Mundgeräusche an ihren Fingerkuppen. Das Heck unseres T4-Busses steht zum Strand hin ausgerichtet. Die Klappe in der Luft, zeigt ihre Blechkante auf das Meer. Sommerkitsch, sagt Esther und die Dunkelheit ist da. Ein Picknick, rechtzeitig vor uns ausgebreitet. Die Blicke weit im Schwarz der Flächen, die zueinander gefunden haben. Danach etwas Nahes, von den Augen ganz eng umschlossen, dann von Gedanken aufgelöst. Ich habe über das Wort *Flatterband* nachgedacht und dass ich es gern benutzen würde. Eine Grenze, die ich ausrollen, die ich ziehen kann. Bis hierher und nicht weiter. So geht es mir, damit. Eigentlich würde ich gern nachsehen können, woran Esther denkt. Ohne Flatterband. Das Brandungsgeräusch übertönt die unsichtbaren Sirenen der Mücken und ich glaube, Esthers Oberkörper liegt zu mir gewandt auf der Matratze, die wir mit uns führen. Ihre Haut wirkt auf dem blassen Weiß des Lakens dunkel wie ein Schatten von Bäumen, der auf eine Hauswand fällt. Diffus Esthers Michanlächeln. Tut sie es denn? Ich bewege mich langsam von meiner auf ihre Seite. Des Nahseins wegen, bestmöglicher Rückversicherung, sind wir nun engumschlungen. Dieser menschenverlassenen Natur anvertraut, zu der uns gleich mehrere Einheimische, fast auffordernd, geraten hatten. Nur weiter draußen am anderen Ende des Wassers ein künstliches Licht, vielleicht ein russischer Tanker, vielleicht eine Fähre, ein undefinierbarer Punkt. Wie sollen die Übungen funktionieren, wenn alles dunkel ist, man nichts erkennen kann und sich auf das verlassen muss, was man weiß und was man nur miteinander erfahren hat?

– „Warum heißt das Schwarze Meer *Schwarzes Meer*, wenn es überall dort, wo ich es gesehen habe, milchig bis türkis ist?“

Esthers leise Stimme aus dem Off dieser friedvollen Überwältigung, einer Stelle so nahe zu kommen, wie mit unserer mobilen, kleinen T4-Welt. Esthers Fragen erinnert mich daran, dass sie sich Fragen stellt, an die ich nicht zu denken in der Lage bin. Wo Esther wohl überall hingelangt mit ihren Gedanken – weiter, als es mir überhaupt gelingen kann. Diese Möglichkeiten beginne ich durchzuspielen, bis ich nicht mehr nachvollziehen kann, ob ich eingeschlafen bin.

Das Erwachen mit dem Sonnenaufgang. Das viel zu schnell mit Hitze aufgeladene Blechdach erhitzt die Luft in unserem T4. Das Meer liegt regungslos in der Frühe. Ohne Ton schweben Möwen über den Windauftrieb des niedrigen Hangs, der sich über ein paar weitere Böschungen in feinem Sand auflöst. Kein Mensch zu sehen. Ich drehe mich, mit Esther an mir, noch mal auf den Rücken und greife nach ihrer Hand auf meiner Schulter.

– „Kennst du das, wenn du etwas ganz deutlich spürst und dass das so stark ist in diesem Moment, dass du aus der Stärke des Gefühls heraus unfähig bist, die richtigen Worte zu finden, auch weil du eine ganz genaue Ahnung eben nicht artikulieren und dadurch nicht beweisen kannst!?“

– „Aber wenn du dir wirklich sicher bist, dann musst du es doch auch ausdrücken können, oder?“

Anscheinend habe ich eine zwanghafte Angst davor entwickelt, Esther in Situationen, die mir bisher mit ihr noch nicht widerfahren sind, nicht sehen zu können. Etwas, das mir vorenthalten bleibt und bis hierher reicht. An einen Ort, den ich ohne Karte nie wiederfinden würde. Ich glaube, hier, in dieser Idylle, die dem Glück einen direkten Zugang freilegt, zwischen unseren sich wiederholenden Abläufen und den dicht aufeinanderfolgenden und kommenden Eindrücken, den neuen Erinnerbarkeiten von unterwegs, hier direkt vor uns, in meinen und in ihren Augen, habe ich Angst vor der ganzen Welt.

Etwas, das mich nicht klar auf die Welt sehen lässt: Lidzucken. Ich dachte, das bekommen nur Geschichtslehrer, weil sie nervös sind, die Geschichte könnte sich verändern, während sie ihrem Lehrplan Folge leisten müssen. Aber seit geraumer Zeit habe auch ich diesen Tic. Wenn es nicht aufhört, über dem Augapfel zu ziehen und zu zittern, schließe ich ganz fest die Augen, wie Kinder sie zukneifen, wenn sie an der Baumrinde bis zehn zählen. *E i n s – Z w e i – D r e i*. Wenn ich nichts sehe, kann ich auch nicht zucken, denke ich dann. Weil das aber unglücklich aussieht und es hinderlich ist, habe ich mir dieses unsichtbare Training angewöhnt, welches, so viel ich weiß, als Augenyoگا bezeichnet wird. Damit bin ich wenigstens nicht aus der Welt.

Etwas ganz Nahes fokussieren, 1, dann ein Objekt fünf Meter weit weg, 2, daraufhin die größtmögliche Entfernung, 3 – und zurück. Die Etappenziele immer wieder scharfstellen. In diesem Sommer habe ich mit den Übungen angefangen. Im Sommer zuvor hat es begonnen – das Zucken. Ich denke zwangsläufig an Parallelen. Was ist in der Zwischenzeit passiert und was muss den jeweiligen Sommern vorangegangen sein? Ich habe das Gefühl, je besser ich die unterschiedlichen Schärfegrade beherrsche, desto geringer ist die Chance, dass ein Zucken, Flackern oder Ruckeln in mein Umsehen, meine Bedingungslosigkeit oder meine persönliche Unschärfe einfallen kann. Irgendwo dazwischen hat sie ihn kennengelernt.

– „Nur vom Sehen.“

Viel kann ich über ihn nicht sagen. Und doch weiß ich alles. Das ist inbegriffen im Nichtswissen. Mein Zappeln in den Sätzen, die ich an Esther richte, wenn ich Reibung, aber nichts anrichten will. Manchmal denke ich, ich dürfe nichts von alledem. Weder still noch laut sein, noch sowohl das eine als auch das andere übertreiben. Nicht den Fehler machen, etwas Falsches zu denken, zu sagen.

– „Vielleicht habe ich ja auch nur Angst vor meinen Konsequenzen!“

Auf dem Weg zur ersten bewussten Aktivität am Tag, dem Bad im Meer, denke ich mich an andere Orte, an denen ich nie bei ihr war, denke mich in Zeitpunkte, zu denen ich abwesend war, denke an Momente, die ich nicht einschätzen kann. Ich denke, anstatt Esther neben mir anzusehen. Wie sie lacht und nackt und Mädchen ist. Ich weiß nicht mehr, welchen Weg ich zum Strand genommen habe. Jetzt bin ich bis zum Nabel im Wasser. Ich verspüre kaum einen Temperaturunterschied zur Luft. Keine Wolke zu sehen, nicht mal mehr ein Vogel. Wie komme ich mir vor, nach oben zu starren, als wenn es dort etwas zu finden gäbe? Mit großen Augen, kaum überrascht von der Größe des Himmels. Und wenn ich das jeden Tag vor Augen hätte? Muss ich mir das vorstellen können?

– „Ich weiß nicht, warum das Schwarze Meer so heißt!“

Die kleinen Blitze unter meinen geschlossenen Augenlidern – der Körper ohne Spannung, die Handrücken auf der Wasseroberfläche – die kleinen Bläschen unter mir – die ausgestreckten Arme Esthers und wie sie mich albern antippt und ich wieder mit den Füßen den Sand berühre – Esthers Umarmung, ihre nassen Haare an meiner Wange, ihr Kopf auf seiner Schulter.